

alles hinunter zu den wartenden Wäschekörben zu schleppen, griff ich auf die bewährte Methode zurück, die Kleidungsstücke über das Geländer auf den blitzsauberen Marmorfußboden der Vorhalle zu werfen und sie anschließend einzeln aufzuheben und ordentlich zu verstauen.

»Alles ist gepackt«, teilte ich den beiden mit, als sie mit Kummerbund und Fliege in der Vorhalle erschienen, während ich mich gerade mit den Lederriemen der Körbe abmühte. Zum Glück hatten die Körbe selbst Räder. Sobald ich sie fertig beschriftet hatte, konnte ich sie also, bereit für morgen früh, zur Haustür schieben. Ricky und Morris brauchten sie dann nur noch zum Transporter des Kurierfahrers zu befördern.

»Wo hast du Glinda gefunden?«, erkundigte sich Morris.

»Bei den Kostümen für *Cinderella*. Weißt du noch, letztes Jahr, als die Dame nicht in das Kostüm der Patenfee passte und wir ihr stattdessen Glinda gegeben haben?«

»Juno, du bist fantastisch!« Das Bündel Geldscheine, das Ricky mir in die Hand drückte, entsprach etwa meinem doppelten Stundensatz. »Keine Widerrede!«, befahl er, ehe ich protestieren konnte.

»Ihr braucht mir nicht so viel zu bezahlen ...«, begann ich.

»Was sollen wir sonst tun, solange du dich nicht von uns adoptieren lässt?«

Ich lachte laut. Sie hatten mir schon öfter eine Dauerstellung angeboten, doch so sehr ich Ricky und Morris auch liebte, hätte ich nie ständig mit ihnen zusammenarbeiten können. Eine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft reicht normalerweise, um mich in den Wahnsinn zu treiben. Ich schaute auf die Uhr. »Ihr geht jetzt besser. Ich schließe hinter mir ab, wenn ich alles erledigt habe.«

Morris stellte sich auf die Zehenspitzen, um mich zu küssen. »Leg einfach den Riegel vor. Und sei morgen vorsichtig mit Mr. Nickolai. Man nennt ihn nicht umsonst den alten Nick!«

Als ich nach Hause kam, hatte ich einen Mordshunger. Das Magenknurren wurde noch dadurch gesteigert, dass mir im Flur wie immer Essensdüfte entgegenwaberten. Kate steckte den Kopf zur Küchentür hinaus. Der dunkle Zopf fiel ihr über die Schulter. Sie hat genau die Haare, von denen ich seit jeher träume: lang, dunkel und glatt. Haare, die man tatsächlich kämmen kann.

»Hat das Curry geschmeckt?«, fragte sie lächelnd.

»Das werde ich gleich wissen.«

»Nun, sag mir, wie du es findest. Es ist ein neues Rezept«, bat sie und verschwand mitsamt Zopf.

Ich trat in mein Wohnzimmer, wo Bill im Sessel schlief. Als ich die Tasche von der Schulter nahm, hörte ich, dass Adam unten nach ihm rief. »Klingt, als wäre es auch für dich Zeit zum Abendessen«, meinte ich zu ihm und hob ihn hoch. »Du gehst jetzt besser.«

Als ich die Tür öffnete, stand Adam bereits davor. »Schaff dir selbst eine Katze an, Juno«, sagte er streng und nahm mir den zappelnden Bill ab.

»Mein Vermieter erlaubt es nicht.«

Er nickte traurig. »Das muss hart sein.« Bill wand sich in seinen Händen, worauf er ihn fest unter den Arm klemmte und mit ihm nach unten marschierte.

Das Curry war das Warten wert. Nach dem Essen klappte ich den Laptop auf, in der vagen Hoffnung, dass das Hub funktionieren würde. Und das tat es. Das Geschwätz in den sozialen Medien bestärkte mich mal wieder in meiner Überzeugung, dass ich im falschen Jahrhundert lebe. Vermutlich wäre ich mit Kriegen, Seuchen und Pestilenz besser zurechtgekommen als mit den Ärgernissen der Moderne. Ich verschickte einige verspätete Geburtstagsgrüße, bejubelte brav die neuesten Babyfotos und erinnerte eine Freundin, die sich darüber beschwerte, dass ich nie erreichbar sei, an das launenhafte Mobilfunknetz in Ashburton und daran, dass ich tatsächlich noch einen Festnetzanschluss besitze. Alle meine alten Freundinnen aus der Schule oder der Uni bekamen entweder Babys oder lebten in aufregenden Städten, wo sie traumhafte Karrieren hinlegten. Ich tat weder das eine noch das andere. Nun, ich wünschte ihnen viel Glück. Mir ist es egal, denn mir gefällt mein Leben so, wie es ist.

Brian, mein einziger lebender Verwandter und ein Onkel zweiten Grades, war Diplomat in Südkorea, hatte gemailt und fragte, ob ich noch immer die Omas und Haustiere anderer Leute versorgte und ob ich genügend Geld hätte. Es war schön, von ihm zu hören, und ich antwortete, alles sei bestens.

Natürlich war das gelogen. Ich habe nie genügend Geld. Ich weiß, dass ich Brian nur darum zu bitten bräuchte, aber ich möchte seine Großzügigkeit nicht ausnützen, solange der böse Wolf nicht meine Tür aufbricht und mir seine Reißzähne ins Bein schlägt.

Ich schleppte mich ins Bett. Wir Hundesitterinnen müssen früh aufstehen. Bevor ich das Licht ausmachte, warf ich noch einen Blick in meinen Terminkalender, wer eigentlich morgen auf dem Programm stand. Da sich mein Geschäft ganz allmählich entwickelt hat, sehe ich manche meiner Kunden wöchentlich, andere alle zwei Wochen, einige einmal im Monat und den Rest, wenn sie mich brauchen. Ohne Terminkalender wäre ich eine tote Frau. Der morgige Tag verhiess zudem etwas Neues – die Begegnung mit Ashburtons Meisterverbrecher: mit Mr. Nickolai.

Auf den ersten Blick wirkte *Nickolai Antiques* nicht sehr vertrauenerweckend. Der Laden befand sich eindeutig abseits der von den sommerlichen Touristen ausgetretenen Pfade. Sobald diese nämlich ihren Wagen abgestellt haben oder auf dem ausgesprochen schäbigen Busparkplatz hinter dem Rathaus abgesetzt worden sind, ist der Ablauf immer gleich. Zuerst benutzen sie die öffentlichen Toiletten. Darauf folgt mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein gemächlicher Spaziergang von der Teestube zum Antiquitätenladen und dann vom Pub zum Museum und schließlich zum Café. Ein Schaufensterbummel zu den Läden, die einheimisches Kunsthandwerk, Keramik, selbst gefertigten Schmuck, mundgeblasenes Glas, Honig aus dem Moorland und sogar Schokolade und Gin, ebenfalls aus dem Moorland, verkaufen, ist natürlich ein Muss. Wenn die Leute zu guter Letzt zu ihren Fahrzeugen zurückkehren, haben sie das enge Straßengewirr der Altstadt nie verlassen.

*Nickolai Antiques* liegt, versteckt und hinter zu vielen Häuserecken, entfernt vom geschäftigen Treiben und außer Sichtweite, in der Shadow Lane. Diese ist eine schmale, kopfsteingepflasterte Straße, in die kaum je ein Sonnenstrahl fällt und die bis auf einen Münzwaschsalon und ein Bestattungsunternehmen nichts Interessantes zu bieten hat. Ich spähte durch die mit Schutzgittern verrammelten Fenster, deren Scheiben aber so schmutzig und mit Kondenswasser beschlagen waren, dass ich drinnen nichts erkennen konnte. Eine graue Schicht überzog das eigentlich cremefarben gestrichene Mauerwerk, die seit Jahren nicht mehr abgewaschen worden war. Ein mit Wachskreide bekritzelttes Stück Pappe an der Tür verkündete, dass der Laden geschlossen war. Ich konnte mir sowieso keinen Grund vorstellen, ihn betreten zu wollen.

Seitlich vom Laden verlief eine enge Gasse zwischen hohen Gebäuden. Keiner der berühmten ummauerten Wege von Ashburton, sondern nur ein zweckmäßiger Durchgang, der die Shadow Lane mit der Sun Street verband. Ich hatte diese Abkürzung noch nie genommen.

Etwa auf halber Höhe stieß ich auf die Tür zur Wohnung über dem Laden. Ich drückte auf den Klingelknopf, worauf ein asthmatisches Keuchen erklang. Dann wartete ich und starrte auf das zerschrammte, schwarz lackierte Holz. Ich habe immer noch manchmal Alpträume, in denen ich vor dieser Tür stehe, sie mit den Fingerspitzen anschubse und beobachte, wie sie weit aufschwingt. An diesem Morgen fragte ich mich jedoch nur, warum das so lange dauerte. Nach einer vollen Minute hörte ich endlich schlurfende Schritte. Mehrere schwere Riegel wurden zurückgeschoben, und Mr. Nickolai öffnete die Tür.

Mir wurde klar, dass ich ihn vom Sehen kannte. Ein schäbiger kleiner Mann in einer viel zu weiten grauen Strickjacke. Er war nicht groß, dafür aber kräftig gebaut und muskulös, vielleicht war er früher einmal Ringer gewesen. Ich schätzte ihn auf

mindestens achtzig. Ein Rest drahtiges graues Haar umrahmte einen ansonsten kahlen Schädel, und er trug einen schlaffen sandfarbenen Schnurrbart. Die Hand, die er mir hinhielt, um meine zu schütteln, hatte kräftige, dicke Finger und wies rings um die Nägel Flecken auf. Nicht von Nikotin, sondern eher von einer Holzbeize oder Lasur. Außerdem roch er ganz leicht nach Möbelpolitur und, so wie manche allein lebenden alten Menschen, nach mangelnder Körperpflege. Doch sein Handschlag war fest, und seine blauen Augen funkelten lebendig und schalkhaft.

»Miss Browne.« Er hatte einen starken Akzent.

»Juno bitte.«

Er lächelte, und unter dem buschigen Schnauzer schimmerten weiß leuchtende dritte Zähne.

»Kommen Sie nach oben.« Er winkte mich zu sich. »Dann reden wir.«

Ich folgte ihm in die obere Etage. Vom Treppenabsatz ging ein Raum ab – offenbar das Badezimmer. Einige weitere Stufen führten ins Wohnzimmer. Es war mit dunklen Möbeln vollgestellt. Auf dem Fußboden bildeten ausgebleichene, gemusterte Teppiche ein Mosaik, in den hübschen viktorianischen Kamin mit seinen grünen Kacheln war ein modernes Gasfeuer eingebaut. Auf dem Kaminsims drängten sich Krimskrams, Figürchen und ein vermutlich einen Monat zurückreichender Stapel Briefe. Auf einem kleinen Tisch zwischen zwei Lehnstühlen war ein Schachspiel aufgebaut. In der Ecke stand der älteste Fernseher, der mir je untergekommen ist. Ein Zwölf-Zoll-Bildschirm untergebracht in einem massiven Holzgehäuse.

Mr. Nickolai blickte in dieselbe Richtung wie ich. »Geht nicht«, bestätigte er meinen Verdacht und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Egal. Nur Mist im Fernsehen. Ich höre Radio.«

Auf einem Schreibtisch auf der anderen Seite des Zimmers befand sich ein Laptop, der aussah, als käme er von einem anderen Planeten und hätte auf dem Weg hierher mehrere Zeitzonen durchquert. »Ich mag das Internet«, vertraute Mr. Nickolai mir an. »Ich sehe mir Internetauktionen an, um die Preise zu kennen.«

»Aber Sie öffnen Ihren Laden nicht?«

»Laden?« Er zuckte die Achseln. »Laden voller Krempel.«

Er wies auf den Tisch, der die Mitte des Raums dominierte. Auf der braunen Tischdecke aus Chenille türmte sich eine dicke Schicht Zeitungen. Offenbar war hier ein Restaurierungsprojekt im Gange. Ein abgetragenes Paar Gummihandschuhe, die gelben Finger geschwärzt wie bei überreifen Bananen, lag zwischen einer Ansammlung von Flaschen und alten Marmeladengläsern. Lederfetzen, Knäuel aus Stahlwolle und etwa sechs Zahnbürsten mit struppigen Borsten umringten eine schimmernde Holzschatulle mit wunderschönen Intarsien. »Boullé-Technik«, sagte er.

»Wie bitte?«

»André-Charles Boullé«, wiederholte er und berührte liebevoll den Deckel der Schatulle. »Messing, Ebenholz, Schildpatt.« Mit dem dicken Zeigefinger wies er auf kunstvolle Details im Muster. »Boullé-Technik.« Er bedachte mich mit einem forschenden Seitenblick. »Interessiert Sie?«

»Ja, ich liebe alte Dinge. Restaurieren Sie sie?«

»Für besonderen Kunden«, erwiderte er mit einem geheimnisvollen Nicken, und mir fielen Rickys Worte ein, seine wahren Kunden kämen an die Hintertür. »Nicht anfassen«, fügte Mr. Nickolai hinzu. »Die Sachen auf Tisch nicht anfassen.«

»Natürlich nicht«, entgegnete ich ein wenig empört.

»Sie verstehen nicht.« Er deutete auf die Flaschen und Gläser. »Das da – Gifte, Säuren, ätzende Mittel – brauche ich für Arbeit. Unter der Spüle dasselbe. Die Chemikalien nicht anfassen. Sie sich sonst verletzt.«

»Oh, na klar! Vielleicht sollten wir jetzt besprechen, was genau Sie von mir ...«

»Tee.« Er unterbrach mich mit einer Handbewegung. »Ich mache Tee. Kommen Sie.«

Ich trottete hinter ihm her in die Küche, wo ein abgestoßener emaillierter Gasherd auf stämmigen Beinen stand. Es gab ein original antikes tiefes Porzellanspülbecken, ein Abtropfbrett aus Holz und einen Tisch mit Resopalplatte, so altmodisch, dass er schon beinahe wieder Retro war.

»Sie bitte setzen.« Er füllte einen Kessel mit kurzer Tülle und stellte ihn auf den Gasherd, den er mit einem Streichholz anzündete. Als zischend eine blaue Flamme emporschoss, schüttelte er das Streichholz aus, kippte Teeblätter aus einer alten Porzellankanne ins Spülbecken und holte eine Dose Kondensmilch aus dem gedrunghenen Kühlschrank in der Ecke.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte ich, hauptsächlich um das Schweigen zu überbrücken. Bang beobachtete ich, wie er die dickflüssige gelbliche Milch in zwei Porzellantassen goss. Bei der Vorstellung, diesen Tee trinken zu müssen, wurde mir mulmig.

»Nein, nein«, versicherte er mir. »Sie sitzen. Ich bin langsam. Habe mir an Weihnachten Hüfte gebrochen. Sechs Wochen Krankenhaus.«

»Ach herrje!«, rief ich wie von mir erwartet. War das wirklich der verurteilte Verbrecher, von dem Ricky und Morris mir erzählt hatten? Dieser alte Mann, der in Hauspantoffeln herumschlurfte und Tee für mich kochte?

»Als ich wieder zu Hause war, sie mir haben Frau geschickt.« Er verzog angewidert das Gesicht. »Sozialdienst.«

»Eine Ergotherapeutin?«, mutmaßte ich.

Er nickte. »Die Teppiche müssen weg, hat sie zu mir gesagt. Teppiche Stolperfalle. Das sind meine Teppiche, hauen Sie ab, habe ich ihr geantwortet!« Als er kicherte, musste ich auch lachen. Er musterte mich eingehend. »Warum Sie machen diesen Job? Sie hübsches Mädchen, könnten Mannequin sein.«

Ich lachte auf. »Ganz sicher nicht.«

»Warum nicht? Sie groß ... wunderschöne rote Haare, wie als wäre der Herbst verrückt geworden.«

An dieser Stelle ist es wichtig, einiges geradezurücken. Ja, ich bin groß. Ich habe langes rotes Haar, das sich lockt wie wild und das alle – außer mir – offenbar schön finden. Vielleicht würde ich diese Ansicht ja teilen, wenn es nicht auf meinem Kopf wachsen würde. Zugegeben, ich habe hübsche Zähne. Doch abgesehen davon bin ich in keinerlei Hinsicht bemerkenswert. Ich habe im Laufe meines Lebens zwar gelernt, dass es ein Vorteil sein kann, eine hochgewachsene Rothaarige zu sein, aber zum Model